

Der künftige Lohsepark

Mein Beitrag sollte darin bestehen, die Gestaltung von Erinnerungsorten im räumlichen Kontext der Innenstadt zu diskutieren und Umsetzungsmöglichkeiten aus freiraumplanerischer Sicht aufzuzeigen.

Im Zuge der Beschäftigung mit dem Thema wurden aber schnell zwei Dinge deutlich: Zum einem kann man die Frage nicht allgemein und losgelöst vom konkreten Ort behandeln, ich beziehe meine Ausführungen daher also explizit auf den Lohsepark.

Zum zweiten ist es nicht der Kontext der Innenstadt, der besondere Anforderungen an die Gestaltung des Denkmals stellt, denn die ganz überwiegende Zahl aller Mahnmale und Denkmäler befindet sich in Innenstädten. Es ist vielmehr der städtebauliche, landschaftliche, funktionale und semantische Kontext, in den hinein man ein Denkmal bringt. Er ist es, der über dessen Erfolg oder Scheitern entscheidet und nicht zuletzt auch über dessen Glaubwürdigkeit. Der räumliche Kontext des Denkmals für die Deportationen der Juden und der Sinti und Roma aus Hamburg besteht noch nicht, er wird im Falle der HafenCity gleichzeitig mit dem Denkmal neu geschaffen. Ich werde daher die künftige Gesamtanlage in den Blick nehmen und die Vereinbarkeit der vielfältigen Ansprüche und Begehrlichkeiten diskutieren, die sich gegenwärtig für den Lohsepark artikulieren.

Ich nähere mich der Problematik von fünf Richtungen aus:

Zunächst möchte ich Ihnen die Flächendimensionen des Lohseparks vor Augen führen. Wenn man die Diskussionen verfolgt, hat man den Eindruck, es handle sich um einen großen Park, der allerlei verschiedene Nutzungen mühelos aufnehmen kann. Ich werde also damit beginnen, die Typologie der anvisierten Nutzungen aufzeigen und dann das Verhältnis zwischen Flächenbedarf und Flächenangebot darstellen.

Welcher Nutzung wurde die Fläche im Masterplan gewidmet? Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit hier vor allem auf die Rolle und die Funktionen eines zentralen grünen Stadtraums lenken, wie ihn der Lohsepark für die HafenCity darstellen soll. Im Mittelpunkt stehen dabei die Nutzererwartungen an einen öffentlichen Park.

Der Ort, dem diese Funktion des zentralen grünen Parkraums der HafenCity zugeordnet ist,

ist nicht geschichtslos. Es handelt sich dabei nicht um eine vermarktungsfähige Geschichte – und dennoch ist das Erzählen dieser Geschichte nicht nur aus politisch-moralischen Gründen geboten, sondern es birgt als integraler Bestandteil einer Freiraumgestaltung auch eine wichtige Chance für die HafenCity.

Wie dieses Erzählen aussehen könnte, möchte ich Ihnen anhand eines Entwurfs vorstellen, den Studierende vor zweieinhalb Jahren an unserem Lehrstuhl¹ erarbeitet haben und der Ihnen vielleicht eine erste Vorstellung davon geben kann, wie sich eine Markierung der geschichtlichen Spuren am Lohseplatz ausnehmen könnte.

Wie auch immer das Denkmal aussehen wird – es wird eingebettet sein in einen räumlichen Kontext, einen neuen räumlichen Kontext, und dieser wird seine Wirkung und Rezeption entscheidend prägen. Im vierten Teil meines Vortrags werde ich anhand bereits bestehender Denkmäler in anderen Städten, insbesondere in Berlin, Integrationsmöglichkeiten von Gedenkorten in einen urbanen Kontext vorstellen.

Abschließen möchte ich mit Überlegungen zur kulturellen Aussage, zum touristischen Wert und zu den räumlichen Konsequenzen eines Chinesischen Gartens im Lohsepark. Dabei versuche ich, die Rolle der Landschaftsarchitektur als Teil der Bildproduktion und der späteren kulturellen Repräsentation der HafenCity aufzuzeigen und die Bedeutung des Authentischen im öffentlichen Raum als imageprägendes Element herauszuarbeiten.

FLÄCHE

Doch zunächst zu der Fläche, die für den Lohsepark überhaupt zur Verfügung steht.

Bei Berücksichtigung aller aktuell erhobenen Ansprüche ergibt sich folgende Typologie:

1. Entstehen soll ein öffentlicher Park als wohnortnahe Grünfläche und übergeordnete Freiraumverbindung.
2. Darin sollen Kinderspielflächen integriert werden.
3. Zusätzlich soll ein Gedenkort entstehen.
4. Des Weiteren müssen Sportflächen für eine Schule angeboten werden.
5. Und es soll ein Chinesischer Garten errichtet werden.
6. Es sollen darüber hinaus Wohngebäude im Park entstehen.
7. Außerdem muss eine ökologische Ausgleichsfläche für einen Eingriff in der westlichen HafenCity integriert werden, damit fallen mehr als 1000 qm im nordöstlichen Teil des Lohseparks aus einer allgemeinen Nutzbarkeit heraus.
8. Sollte das Projekt der Living Bridge realisiert werden, entfällt der südliche Abschnitt

¹ Gemeint ist der Lehrstuhl Landschaftsarchitektur an der Bauhaus-Universität Weimar.

des Lohseparks als Parkfläche und die Straßen seitlich des Parks müssen verbreitert werden, da die gegenwärtig geplanten Straßenquerschnitte zu klein sind unter der Bedingung zusätzlicher Wohnungen auf der Brücke und eines höheren Verkehrsaufkommens durch die gute Verbindung nach Süden.

9. Es sind des Weiteren Ausgänge für den U-Bahnhof unterzubringen sowie daran angeschlossen Fahrradstellplätze.
10. Darüber hinaus sieht der Masterplan für den Park eine Thematisierung des „amphibischen Milieus des Tidebereichs, des Hafens und der Verbindung von Stadt und Hafen“ vor. Nachdem die Idee lanciert wurde, einen Chinesischen Garten im Lohsepark zu errichten, sind diese beiden thematischen Ausrichtungen, so denke ich, nicht additiv, sondern alternativ zu sehen.

Es bestehen also mehr als 10 unterschiedliche Ansprüche an den Park, die teils integrierbar sind, teils aber auch in sich abgeschlossene Räume bedeuten würden und eine allgemeine Nutzung einschränken.

Sehen wir uns nun das Flächenangebot an.

Man liest über den Lohsepark immer wieder von einer „großzügigen Parkanlage“.

Es handelt sich aber um nicht mehr als 3,3 ha.

Eine Parkanlage umfasst in der Regel 2,5 – 25 ha, ein Wohngebietspark ca. 10 ha.

3,3 ha, das entspricht der Größe eines Quartiersparks und nicht einem Park, dem die Funktion des „zentralen grünen Stadtraums“ des neuen Stadtteils HafenCity zukommen soll, der also gleichzeitig als wohnungsnaher Parkanlage und als überörtliche Freiraumverbindung dient. Die Fläche erscheint mir also generell schon zu klein bemessen.

Überschlägt man die Flächenansprüche aller vorgesehenen Nutzungen, so erhält man eine Zahl im Minusbereich, das heißt, das heute angenommene Programm ist nicht realisierbar auf dieser Fläche. Wenn man auf die Wohnbebauung im Park verzichten würde, käme man bei eventuell bei +-0 an, aber dies hieße immer noch, dass es keine Flächen für einen nutzungsoffenen Bereich, das heißt Spiel- und Erholungsflächen gäbe.

Zum Vergleich:

Jungfernstieg 3,7 ha

Tilla-Durieux-Park Berlin 2,5 ha

Lustgarten Berlin 2,2 ha

Gerade die beiden Berliner Beispiele eint, dass der gesamte Parkbereich nutzungs offen ist.

Zusätzlich zu den vielen Wünschen und Erwartungen an den Raum, die in keinem Verhältnis zum Flächenangebot stehen, setzt die bandartige Struktur des Lohseparcs den Möglichkeiten der räumlichen Organisation und der Schaffung von Aufenthaltsqualitäten Grenzen.

WIDMUNG

Die Grün- und Freiflächenstruktur bildet für die HafenCity ein festes Grundgerüst. Der Masterplan sieht quartiersübergreifend ein abgestuftes, nutzungsorientiertes System unterschiedlicher Typologien vor, das in Verbindung mit den Wasserflächen der aktiven wie kontemplativen Erholung dienen soll.

Laut Masterplan soll der Lohsepark die wichtigste Grün- und Erholungsfläche der HafenCity werden. Darüber hinaus kommt ihm eine überörtliche Bedeutung zu: Er soll den östlichen Wallring mit dem Elbuferwanderweg und die östliche Innenstadt mit dem Hammerbrook verbinden.

Der Lohsepark ist der einzige größere vegetationsgeprägte Freiraum der HafenCity. Anders als bei den Magellanterrassen oder beim Magdeburger Hafen lassen sich hier Wiesenflächen und ein Baumbestand integrieren und damit Nutzungen erlauben, die einen klassischen Park ausmachen und die weder auf Promenaden, Kaianlagen noch Plätzen stattfinden können.

Ein Park ist in ökologische und soziokulturelle Zusammenhänge eingebunden und sollte vielfältige Nutzungsmöglichkeiten anbieten. Ein ganz wesentliches Merkmal von Parks ist ihre Nutzungs offenheit. Denn ein Park ist ein Frei-Raum. Menschen suchen im Park nach frischer Luft und Bewegung, nach Spiel, Sport und Erholung, nach Entspannung und geistiger Entlastung. Entscheidend ist gerade dieses „Grundgefühl der Ereignislosigkeit“² beim Besuch eines Parks. Dies schließt ein Bedürfnis nach Vielfalt und Abwechslung nicht aus.³ Aber gerade die anspruchslose ästhetische Wahrnehmung ist es, die den Reiz und Genuss des Freiraumbesuchs ausmacht.⁴

Quartiers- und Stadtteilparks sollten Angebote bieten für vielfältige Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten, Spielbereiche für Kinder aller Altersstufen, Freizeitsportmöglichkeiten für Jugendliche und Erwachsene, Gelegenheiten für Ruhe und Geselligkeit, Spaziergänge und Na-

² TESSIN 2004a:107

³ Vgl.: TESSIN 2005:15

⁴ Vgl.: TESSIN 2004a:109

turerlebnisse.

Die Volksparks, die um die vorletzte Jahrhundertwende entstanden sind, sind der Prototyp dieses auf die Erholung breiter Bevölkerungsschichten angelegten Freiraumtyps. Wir haben beim Lohsepark ein weitaus geringeres Flächenangebot, aber wir müssen überlegen, wie diese vorrangigen Funktionen eines Parks dort zu realisieren sind.

Eins schließen sie gerade aus: eine Bedeutungsüberfrachtung.

ORT

Gehen wir nun an den konkreten Ort.

Der Lohsepark in der HafenCity entsteht an einem besonderen Ort, dem Ort der Deportation von mehr als 7000 Juden und Sinti und Roma in die Arbeits- und Vernichtungslager der Nationalsozialisten. Darum soll hier ein Denkmal errichtet werden.

Der zu gestaltende Gedenkort lässt sich folgendermaßen charakterisieren:

Es handelt sich um einen authentischen Ort.

Der Ort liegt in der Innenstadt.

Er ist Teil des öffentlichen, frei zugänglichen Raumes.

Er liegt in einem nicht gewachsenen Gebiet.

Er ist Teil eines Erholungsortes.

Er liegt in einem Wohnquartier und gehört damit zum Alltagsraum.

Er weist kaum bauliche Relikte auf.

Bevor ich zu Denkmalsituationen komme, die einen Teil dieser Bedingungen ebenfalls auf sich vereinen, möchte ich noch eine Weile am konkreten Ort Lohseplatz verweilen und Ihnen einen Entwurf vorstellen.

Drei Studentinnen haben ihn im Wintersemester 2005 an unserem Lehrstuhl, dem Lehrstuhl Landschaftsarchitektur der Bauhaus-Universität in Weimar, erarbeitet. Wir haben damals mit 30 Studierenden ein Entwurfsprojekt mit dem Titel „Hamburg – von der Innenstadt zur Hafen-City“ durchgeführt. Die Studenten konnten sich dabei einen Übergang zwischen der Kehrweiderspitze und der Ericusspitze frei wählen und sollten diesen mit landschaftsarchitektonischen Mitteln in seiner Aufenthalts- und Durchgangsfunktion aufwerten. Eine Gruppe hat sich den Übergang am Wandrahmsteg ausgesucht und nach intensiver Recherche den Themenschwerpunkt eines Erinnerungsortes selbstständig gewählt. Nicht nur die Aufgabenstellung, sondern auch die Geschichte des Ortes veranlasste sie dazu, den Erinnerungsort Loh-

seplatz in einem übergeordneten Kontext erfahrbar zu machen.

Der Entwurf mag Ihnen vielleicht etwas plakativ erscheinen. Wir sollten uns jedoch auch fragen, wie wir die Thematik für jüngere Generationen aufbereiten können.

Die Studierenden stießen bei ihrer Recherche nicht nur auf die Geschichte des Hannoverschen Bahnhofs, sondern fanden unter anderem auch eine Informationstafel am Gebäude Messberghof, die darauf hinweist, dass dieser früher der Sitz der Firma „Tesch und Stabenow“ war. Diese Firma war für den Vertrieb des Giftgases Zyklon B zuständig. Zyklon B wurde von den Nationalsozialisten erstmalig im Konzentrationslager Neuengamme getestet und später in Auschwitz, Majdanek, Sachsenhausen, Ravensbrück, Stutthof und Mauthausen zur Ermordung hunderttausender Menschen angewendet.

Ausgehend von den geschichtlichen Ereignissen und von der Tatsache, dass es in der Hamburger Innenstadt viele Denk- und Mahnmale zu den Verbrechen des Nationalsozialismus gibt, aber keine einzige Gedenkstätte, entwickelten die Studentinnen ihr Konzept. Sie entwarfen eine Gedenkstätte, die Informationen über die Epoche zwischen 1933 bis 1945 in Hamburg bündelt und Bewohnern wie Besuchern der Stadt die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit dieser Zeitepoche bietet.

Die Gebiete Meißberg und Lohseplatz werden im Entwurf auf kürzestem Wege verbunden. Zwei Bereiche werden dabei zusätzlich integriert: die Brache am Brooktorkai sowie der Teerhof. Damit entsteht eine Abfolge von engen und weiten Räumen. Die Vielfalt der Assoziationen, die mit der Zeit des Nationalsozialismus verbunden sind, fassten die Studentinnen in den Begriffen *Glaube*, *Verfolgung*, *Widerstand* und *Vernichtung* zusammen und ordneten diese jeweils einem der vier Räume zu. Diese Zuordnung erfolgte nach den Charakteristika der einzelnen Orte in Hinblick auf ihren Lärmpegel, ihre räumliche Ausdehnung und Personenströme.

In allen vier Bereichen finden sich Glaselemente, 1,90 m hoch und 40 cm breit. Diese dienen sowohl der räumlichen Begrenzung als auch als Informationsträger. Sie weisen auf alle anderen Denkmale und Gedenkstätten zu der Zeit zwischen 1933 und 1945 in Hamburg hin und werden auch an anderen wichtigen Punkten in der Stadt aufgestellt, so am Flughafen, am Bahnhof oder auf der Mönckebergstraße.

Am Meißberg, der dem Thema Vernichtung gewidmet ist, wird ein Bauwerk in Form eines in die Höhe ragenden Keils aufgestellt, das sich in seinen Abmaßen an den Außenkanten des

Messberghofes orientiert. Der Keil ist begehbar. An seinem höchsten Punkt entstehen Blickbeziehungen zu den anderen Teilen der Gedenkstätte. Gewählt wurde hier bewusst eine aggressive Form, die den Vorbeieilenden zum Stehenbleiben auffordert. Der Keil ist aus dunkelgrauem Beton. Im Inneren beherbergt er einen Raum, in dem der Besucher mittels Videoprojektion Informationen zur Gedenkstätte Neuengamme erhält. Straßenseitig schirmt eine Wand den Raum vom Verkehrslärm ab. Der Zugang befindet sich auf der Seite des Chlehauses und wird ab 22.00 Uhr durch Rollltore gesichert.

Der Teerhof war Bestandteil des ehemaligen Zollgebietes von Hamburg. Er liegt ruhig und von Wasser umgeben. Hier thematisieren die Studentinnen das Thema Glaube. Der Besucher erhält Informationen über die vier einflussreichsten Gruppen unter den jüdischen Notgemeinschaften, die sich nach 1945 in Hamburg gründeten, und die wesentlich beitrugen zur Entstehung einer neuen jüdischen Gemeinde. Für die einzelnen Gruppen stehen U-förmige Betonelemente entlang der Kaimauer. Eins davon liegt isoliert, es steht für eine stark ideologisch ausgerichtete Gruppe, die im März 1946 von der britischen Militärregierung aufgelöst wurde. Aus den anderen drei Gemeinschaften ging die jüdische Gemeinde Hamburgs hervor.

Bänke sind in die Betonelemente integriert, sodass ein Verweilen und Ausruhen ermöglicht wird.

Während auf der Straßenebene die Geschichte der jüdischen Gemeinde Hamburgs nach 1945 erzählt wird, führen Treppen hinunter auf einen Steg über dem Zollkanal. Hier stehen wiederum Betonelemente, die über die Zeit zwischen 1933 und 1945 informieren. Einer Tradition der jüdischen Gemeinde in Köln folgend, die nach jedem Gottesdienst im Gedenken an die 6 Mio. Opfer der Shoah 6 Kerzen anzündet, können hier Schwimmkerzen im Gedenken an die Opfer vom Steg aus ins Wasser gelassen werden.

Ein Informationspunkt und ein kleines Café sind im ehemaligen Hauptzollamt am Teerhof untergebracht.

Auf dem Areal des Brooktorkais wird das Thema Widerstand umgesetzt. Drei Meter hohe Betonelemente werden immer wieder durchbrochen durch kleine Schlitzlöcher oder 90 cm breite Durchgänge. Die Schlitzlöcher ermöglichen nur die Beobachtung, die eng gehaltenen Durchgänge dagegen sollen das Überwinden von Hindernissen symbolisieren. Über Lautsprecher erhält der Besucher Informationen zur Geschichte des Hamburger Widerstands.

Die Wände stehen im Raster und sollen so eine feste Ordnung versinnbildlichen. Im Kontrast

zu dieser Baustruktur steht die Natur, die Stärke und Zähigkeit verkörpert. Vegetation soll den Raum erobern und die starre Betonstruktur eines Tages überwuchern. Eine Pionierbepflanzung aus Zitterpappeln, Efeu, Brombeeren, Wacholder und Distel ist dafür vorgesehen.

Am Lohseplatz soll auf Grundlage der vorhandenen Substanz der Ort wieder spürbar gemacht werden, er ist dem Thema Verfolgung gewidmet. Die Eingriffe werden auf ein Minimum beschränkt. Drei Meter hohe Betonwände bilden für den Innenbereich eine Sackgasse, die für die auswegslose Situation der Deportierten steht. Die Außenwand des Bahnhofs wird durch in den Boden eingelassene Betonelemente markiert. Den Zwischenraum und damit den Grundriss des früheren Gebäudekomplexes füllt ein Schlackebelag aus. Hier soll auch ein Originalwaggon aufgestellt werden, der sich derzeit vor einer Gesamtschule in Winterhude befindet.

An drei Stellen sind Fußabdrücke in den Boden eingelassen. Mit Hilfe einer VR-Brille kann der Besucher sich die damaligen Ansichten des Bahnhofs vor Augen führen.

Auf einem nordöstlich gelegenen, noch vorhandenen Bahnsteig erhält der Besucher Informationen zu den Zielorten der Deportationen.

Soviel zu dem Entwurf mit dem Titel „Alles mitten in Hamburg“.

KONTEXT

Ich komme nun zum räumlichen Kontext eines zu schaffenden Denkmals.

Während die meisten Gedenkstätten außerhalb von Städten oder am Stadtrand liegen, da sich dort die Konzentrationslager befanden, liegen Mahn- und Denkmale zumeist innerhalb der Städte, vorrangig auf Straßen und Plätzen. In Parks und andere Erholungsräume integrierte Gedenkort sind eher selten. Zwei, in meinen Augen sehr gelungene, Beispiele möchte ich Ihnen hier vorstellen.

Auf dem Koppenplatz in Berlin-Mitte befindet sich die **Installation „Der verlassene Raum“**. Es ist ein Denkmal zur Erinnerung an die gewaltsame Vertreibung der Juden aus Berlin, insbesondere aus dem Scheunenviertel, an dessen Rande sich der Koppenplatz befindet. Für die Gestaltung des Denkmals und die Neugestaltung des Platzes wurde noch zur Zeit der DDR ein Wettbewerb ausgeschrieben. Gewonnen haben ihn der Bildhauer Karl Biedermann und die Landschaftsarchitektin Eva Butzmann. 1996 wurde das Denkmal eingeweiht. Dargestellt wird ein Zimmer mit Parkettboden, einem Tisch und zwei Stühlen, einer davon ist umgestürzt. Alle Objekte sind in Bronze gegossen. Der so dargestellte „verlassene Raum“ ist in

seiner Bildlichkeit für jeden Passanten sofort verständlich und wenn nicht direkt mit der Verfolgung der Juden assoziierbar, so doch mit Gewalt und Verlust. Einer Erläuterungstafel bedarf es nicht. Entlang der Bodenplatte - des Parketts also - steht jedoch ein Zitat der jüdischen Autorin Nelly Sachs. Zeitgleich mit der Installation des Denkmals ist der Platz umgestaltet worden. Direkt anschließend an die Installation befinden sich Sitzbereiche und eine Rasenfläche mit Rosenbeeten, nebenan ein ausgedehnter Kinderspielplatz.

Dieses Beispiel zeigt zum einen den Vorteil einer Integration von Denkmälern in den Alltag, denn diese bewirkt eine soziale Kontrolle. Der Bildhauer Karl Biedermann erzählte mir, dass sich Anwohner für das Denkmal verantwortlich fühlen und zum Beispiel Beschmutzungen entfernen.

„Der verlassene Raum“ zeigt zum anderen, dass nicht alle Denkmale eine Respektzone zum übrigen Freiraum aufweisen müssen. Die umliegenden Bänke werden intensiv genutzt, zum Ausruhen, Lesen und zur Unterhaltung. Das Denkmal hält die Geschichte des Ortes wach, ohne dessen Nutzung einzuschränken.

Entfernt man sich von dem Denkmal und läuft weiter durch das Viertel, dann stößt man auf viele Stolpersteine, und erst in diesem Zusammenwirken verschiedener Hinweise auf die Geschichte entsteht eigentlich Erinnerungskultur.

Ein gelungenes Beispiel für die Integration eines Erinnerungsortes in eine Alltagssituation ist auch der **Gedenkpark Ehemaliges Zellengefängnis Berlin-Moabit**. Wir befinden uns dort, ebenso wie am Lohseplatz, an einem authentischen Ort, nämlich dem des 1842-49 erbauten Zellengefängnisses Moabit, des ersten Mustergefängnisses in Preußen. Nach einer Gefängnisreform wurden damals statt Gemeinschaftszellen Einzelzellen eingeführt, statt körperlicher Bestrafung sollten die Häftlinge durch Einzelhaft moralisch geläutert werden. Als Vorbild diente ein Londoner Gefängnis, das nach dem panoptischen System errichtet worden war. Von einem mit einer Kuppel versehenen Zentralbau zweigten vier Zellenbauten und ein Verwaltungsflügel sternförmig ab. Es gab zudem Spazierhöfe, in 20 Einzelhöfe unterteilt, die durch hohe Mauern voneinander getrennt waren.

Das Moabiter Gefängnis wurde bis 1955 als Haftanstalt genutzt und 1958 abgerissen.

Es handelt sich hierbei nicht um einen Ort der Deportation. Gleichwohl waren in Moabit unter den Nazis Oppositionelle inhaftiert und wurden unweit ermordet. Neben den Widerstandskämpfern des 20. Juli gehörten der Schriftsteller Wolfgang Borchardt und der Sänger und Schauspieler Ernst Busch zu den Gefangenen. Albrecht Haushofer schrieb hier seine „Moabiter Sonnette“, von denen ein Ausschnitt auf die Gefängnismauer gebracht wurde.

Mit der Parkgestaltung wird die beklemmende Vergangenheit des Gefängnisortes thematisiert, ohne den Ort abschreckend werden zu lassen.

Der Park stellt den erstmaligen Versuch einer Symbiose eines Gedenkortes mit einer Alltags- und Erholungsnutzung dar, und dieser Versuch kann, wie ich finde, als sehr geglückt bezeichnet werden.

Der Park wurde im vergangenen Jahr eröffnet, entworfen hat ihn der Berliner Landschaftsarchitekt Udo Dagenbach. Er befindet sich nördlich des Hauptbahnhofs, hinter einer fünf Meter hohen, aufwändig restaurierten Backsteinmauer, die einst zum Gefängnis gehörte.

Gekippte Rasenflächen zeichnen die früheren Standorte von zwei Zellenflügeln nach und machen den sternförmigen Grundriss der Gefängnisbaus ablesbar. Ein Betonkubus markiert den zentralen Überwachungsbereich.

Verschiedene Installationen versuchen, Gefängniserfahrung nachvollziehbar zu machen, so zum Beispiel eine durch Betonwände nachgebildete begehbare Einzelzelle oder die Spazierhöfe, deren Maße ebenfalls durch Betonwände nachgezeichnet und an anderer Stelle im Boden markiert sind. Zypressen sollen hier die Gefangenen symbolisieren.

In den Park wurden Spiel- und Ruhezone integriert, auf den weitläufigen Rasenflächen kann Ball gespielt werden. Der Spielplatz wurde unter Beteiligung von Kindern einer anliegenden Schule entwickelt; auch er thematisiert das Gefangenenleben. Während die räumliche Verbindung beider Nutzungsansprüche sehr überzeugend gelöst wurde, erscheint die stilistische etwas problematisch. Gewahrt werden konnte so allerdings ein hoher ästhetischer Anspruch an den Gedenkort und sicherstellt zugleich die Akzeptanz der Anwohner.

Bei Historikern wird der allzu freie Umgang mit den verschiedenen geschichtlichen Epochen, die das Areal prägten, auf Kritik stoßen. So wurden alte Gehwegborde, Reste des Brunnens im Zoologischen Garten und bauliche Relikte einer ehemaligen Brücke integriert, um auch noch die Geschichte des Areals als Lagerplatz des Tiefbauamtes in den 60er und 70er Jahren zu erzählen.

Sowohl dieser Park als auch der „Verlassene Raum“ am Koppenplatz bedienen sich nicht des Materialkanons und der Ikonografie von Gedenkstätten, wie sie sich im Laufe der 90er Jahre etabliert haben. Dies jedoch auch deshalb nicht, weil sie eben nicht die direkte Verknüpfung zum Thema haben. Entstanden sind hier Orte, an die man tatsächlich „gerne geht“.

Ein Ort, der ähnlich bildhaft gestaltet ist wie der „Verlassene Raum“ und der ebenfalls in den

Kontext der Innenstadt integriert ist, ist das **Denkmal „Schuhe am Donauufer“** in Budapest. Entworfen hat es der Künstler Gyula Pauer. Hierher geht man nicht gern, aber niemand wird diesen Ort wieder verlassen, wie er gekommen ist. Das Denkmal stellt ein wertvolles Angebot zum Verständnis der Vergangenheit der Stadt dar.

In unmittelbarer Nähe des Parlaments, zwischen der Margarethenbrücke und der Kettenbrücke, wurden an der Donaupromenade 160 Paar aus Bronze gegossene Schuhe aufgestellt. Sie stehen für die hier kurz vor Kriegsende von den Pfeilkreuzlern, den ungarischen Faschisten, erschossenen Juden aus dem Budapester Ghetto.

Das wohl eindrücklichste Beispiel eines Ortes der Erinnerung an die Deportationen dürfte das **Gleis 17 am Bahnhof Berlin-Grunewald** sein. Entworfen haben es die Architekten Nicolaus Hirsch, Wolfgang Lorch und Andrea Wandel.

Hinweistafeln im Bahnhof leiten zu diesem stillgelegten Gleis. Der Bahnsteig ist mit Cortenstahlplatten bedeckt. Jede davon trägt das Datum einer Deportation, ihren Zielort sowie die Zahl der deportierten Personen.

Alle erwähnten Orte eint ein neutrales, von alltäglichen Funktionen geprägtes Umfeld.

Und allen diesen Situationen ist eine Stille gemein, die sich aufgrund der Wirkung der Installationen wie von selbst einstellt.

Keine Stille werden Sie am **Denkmal für die ermordeten Juden Europas** erleben. Wir befinden uns dort jedoch auch nicht an einem authentischen Ort. Die meisten Menschen kommen wohl zunächst nicht, um der Ermordeten zu gedenken, sondern um das massenmedial vermittelte Raumkunstwerk eines Stararchitekten zu sehen. Die befürchteten Graffiti blieben aus, stattdessen wurden Tafeln mit Verhaltenshinweisen nötig.

Dass sich die meisten Besucher dennoch in irgendeiner Weise mit dem Holocaust auseinandersetzen, wenn sie erst einmal da sind, das wird immer wieder deutlich, wenn man vor Ort den Gesprächen der Leute zuhört. Und dies macht die eigentliche Qualität und Legitimation des Denkmals aus: Es hat es geschafft, die Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust in die Mitte Berlins zu bringen.

Damit kommt es nicht nur dem Anliegen einer politischen Mehrheit in der Bundesrepublik nach, sondern auch dem Bedürfnis vieler Besucher der Stadt nach Angeboten und Hilfestellungen, um diesen Teil deutscher Geschichte zu begreifen. So fallen beim Denkmal für die ermordeten Juden Europas drei Dinge zusammen: die staatliche Symbolproduktion, die Möglichkeit individuellen Gedenkens und die Hinzugewinnung eines touristischen Anziehungspunktes in der Stadt. Ich bezweifle jedoch, dass dies an einem authentischen Ort zu

wiederholen legitim wäre.

Das Denkmal kommt dem Bedürfnis von Bewohnern und Touristen der Stadt nach einer Auseinandersetzung mit nationaler und lokaler Geschichte entgegen. Und es ist Teil einer ganzen Erinnerungslandschaft. Wer aufmerksam gerade durch die innerstädtischen Bezirke Berlins geht, findet eine Stadt, die in ihrer jüngeren Geschichte lesbar geworden ist. Gerade Touristen und junge Menschen suchen im städtischen Raum nach den Spuren der Vergangenheit, so z.B. auch nach dem Verlauf der Berliner Mauer, die inzwischen durch eine Doppellinie von Pflastersteinen markiert ist.

Für den Städtetourismus ist die symbolischen Präsenz der Vergangenheit von zentraler Bedeutung.⁵ Mit Geschichte, Kultur und Tradition werben Städte heute um Aufmerksamkeit. Kulturwissenschaftler sprechen von einer „Ökonomie der Symbole“: Das kulturelle Kapital von Städten ist zu einer der bedeutendsten Quellen der Wertschöpfung geworden.

Ein Teil der kulturellen Repräsentation einer Stadt sind ihre öffentlichen Freiräume. Wie positioniert sich hier die HafenCity? Mit dem Masterplan wurde dem Freiraum eine hohe Priorität eingeräumt. Vorgesehen ist ein differenziertes System aus Plätzen, Parks und Promenaden. Inwiefern aber werden die Freiräume dem genius loci gerecht und inwiefern nutzen sie die Geschichte, um Kraft, Eigenständigkeit und Identität zu gewinnen?

Sieht man sich die Ergebnisse der beiden internationalen Landschaftsarchitektur-Wettbewerbe an, dann fällt auf, dass Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit im besten Wortsinne gefragt waren. Gefordert war eine „künstlerische Durcharbeitung des Freiraums“, ein einprägsames gestalterisches Statement. Die Frage nach der geeigneten Gestaltssprache und Interpretation des Ortes ist diffizil, handelt es sich doch um ein Gebiet, das eine völlig neue Nutzung erfahren wird. Den Entwurf des Büros EMBT für die westliche HafenCity bestimmt ein spielerischer Umgang mit den Wasserflächen und dem Wechsel der Gezeiten und dabei eine expressive Formensprache. Es handelt sich um eine sehr freie Interpretation des historischen Ortes. Der Entwurf überzeugte unter anderem aufgrund seiner Bildhaftigkeit. Der Freiraum leistet hier einen wichtigen Beitrag zur Bildproduktion, die für die Vermarktung der HafenCity von zentraler Bedeutung ist.

Der zweite Wettbewerb widmete sich dem Magdeburger Hafen und dem Überseequartier. Auch hier sollte dem öffentlichen Raum eine eigenständige Prägung und Bedeutung gege-

⁵ Vgl.:Zukin S. 36

ben und die Verbindung zwischen der Innenstadt und der Elbe durch die Inszenierung maritimer Themen hergestellt werden. Der Siegerentwurf sieht vor, die verschiedenen Flächen durch prägnante Materialien zu einer Einheit zu fügen. Rampen und Treppen, gefasst von markanten, fast skulpturalen Mauerscheiben, verbinden die verschiedenen Niveaus miteinander. Mittels Promenaden und Aktionsflächen wurde ein komplexes, räumlich und topografisch interessant komponiertes Freiraumangebot vorgeschlagen.

Ist mit den bereits umgesetzten bzw. geplanten Konzepten nun eine aus dem konkreten Ort, seiner Geschichte und seiner Umgebung hergeleitete Sprache gefunden worden? Welches Gesicht prägen sie der HafenCity auf, welche Atmosphären werden sie erzeugen, welche Klientel ziehen sie an und welche schließen sie aus? Eine gestalterische Analyse des bereits Bestehenden und schon in Angriff genommenen ist notwendig, wenn man über den nächsten Schritt, den nächsten Freiraumabschnitt der HafenCity, nachdenkt.

In diese Problemstellung hinein stößt der Wunsch nach einem **Chinesischen Garten**.

Die HafenCity hat eine wichtige Symbolwirkung für die Stadt Hamburg: Sie versinnbildlicht das Image der „wachsenden Stadt“. Der Chinesische Garten soll als Symbol für die guten Beziehungen nach China, für Weltoffenheit und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dienen. Verfolgt man die Diskussion, dann wird nie mit dem Wesen oder den Eigenschaften eines Chinesischen Gartens argumentiert, sondern mit seiner Symbolwirkung. Mit ihm und einer China-City könne die „China-Kompetenz künftig konzentriert im Stadtbild sichtbar gemacht werden“, war unter anderem zu lesen. Wesentlich ist hier nicht die Nutzungseignung, und im Zentrum steht auch nicht die Übereinstimmung mit dem realen Vorbild. Es geht hier um einen Wirkungseffekt, es ist ein Verlangen nach Inszenierung und Simulation. Die Realisierung dieser Idee bedeutete eine Funktionalisierung des öffentlichen Raumes für kommerzielle Vermarktungsstrategien.

In China findet seit Jahren ein Umbruch in der Landschaftsarchitektur statt. Gerade bei Anlagen im Wohnumfeld orientieren sich die Chinesen an westlichen Vorbildern. Der traditionelle chinesische Garten würde den funktionalen Anforderungen, dem Kostenrahmen und vor allem auch dem Nutzungsdruck nicht gerecht. Nicht nur die Freiraumgestaltung, auch Architektur und Siedlungsbau orientieren sich in China an westlichen Vorbildern und dies bis hin zur Kopie, was bekanntlich zu grotesken Resultaten führt.

Grotesk erscheint es auch, den einzigen größeren Park in der HafenCity ausgerechnet im Sinne eines chinesischen Gartens bauen zu wollen. Gucken wir jetzt bei den Chinesen ab

und implantieren kontextfrei ein Stück fremde Kultur, und dies ausgerechnet an einem geschichtlich bedeutsamen Ort?

Neben der politischen Fragwürdigkeit dieses Vorhabens möchte ich Folgendes zu bedenken geben:

Wenn man den traditionellen chinesischen Gartenstil mit einer zeitgemäßen Nutzbarkeit verbinden will,

- führt dies entweder zu einem Zwitter, der die beabsichtigte Symbolwirkung allerdings verfehlen würde
- oder aber es kommt zu einem Implantat, denn einen auch nur einigermaßen authentischen chinesischen Garten müsste man einzäunen, abends abschließen und nach aller Wahrscheinlichkeit mit einem Eintrittsgeld belegen, denn seine Unterhaltung und Pflege ist wesentlich teurer als die einer normalen Parkanlage. Wenn die Hamburger Industrie- und Handelskammer davon spricht, der Plan einer China-City sei realisierbar, glaube ich nicht, dass dieser Mehraufwand an Pflege mitbedacht wurde. Die Pflege obliegt nämlich der Stadt, und auf diese würden die Mehrkosten zukommen, die durch ein Eintrittsgeld übrigens nicht gedeckt würden.
- Wenn es jedoch zu einer Einzäunung kommt, heißt dies eine Reglementierung des Zugangs. Der Garten wird dann zu einer Enklave innerhalb des Parks, er erhält einen Sonderstatus und bestimmte Bevölkerungsgruppen werden ausgeschlossen. Die Entscheidung für einen chinesischen Garten bedeutete also dessen Herausfallen aus der Nutzungsoffenheit der Gesamtanlage, bedeutete eine Fragmentierung des Raumes und eine Exklusionswirkung für eine allgemeine öffentliche Nutzung.

All dies geschähe vor dem Hintergrund, dass in der HafenCity ohnehin der Prozess einer Gentrifizierung gewissermaßen vorweggenommen wird. Ärmere Menschen werden hier eher nicht zu den Bewohnern zählen. Der Freiraum steht ihnen jedoch offen, und gerade deshalb kommt ihm eine wichtige Integrationsrolle zu. Parks haben seit mehr als 100 Jahren genau diese Rolle der Integration breiter Bevölkerungsschichten. Wenn sich die Stadt Hamburg für einen chinesischen Garten entscheiden sollte, dann wird ein Hybrid unterschiedlichster Nutzungen und Bedeutungen entstehen, ein Themenpark, jedoch kein leistungsfähiger Quartierspark, wie es der Masterplan vorsieht.

Der Stadtsoziologe Volker Kirchberg verweist darauf, dass jede erfolgreiche „Ökonomie der Symbole“ ihr „Forschungs- und Entwicklungslabor“ in lokalen Traditionen und kulturellen Raumbildern hat und langfristig nur dann überlebensfähig ist, „wenn sie ihre kulturellen Attributierungen aus diesen Wurzeln bezieht. Verpflanzte Plagiate werden auf Dauer als solche

erkannt und bleiben modische Zeiterscheinungen. Die Produkte einer Ökonomie der Symbole sind somit die einzigen Güter, die nicht preiswerter anderswo produziert werden können, denn für ihre Entwicklung müssen sie lokale Traditionen berücksichtigen.“

Für ein Stadtviertel wie die HafenCity, das auf dem Reißbrett entsteht, ist die Geschichte des Ortes ein wichtiger Pfrund, sind Brüche eine Chance und ist gerade ein Bemühen um Vielschichtigkeit wichtig – und nicht um Themenvielfalt. Auf dem Gelände der HafenCity gibt es nur wenige Orte von kulturhistorischer Bedeutung und nur wenige Möglichkeiten, diesen an Geschichte reichen und spannenden Ort zu entdecken. Touristen werden in einer deutschen Stadt nicht nach einer China-City aus der Retorte suchen, sehr wohl aber nach der Vergangenheit. Der Anziehungskraft der HafenCity dienlich wird ein in seiner heutigen gestalterischen Prägnanz fortgeschriebener Freiraum sein, der seiner Funktion als Ort der Erholung und Entspannung gerecht wird und dem *genius loci* als identitätsstiftendem Moment einen wesentlichen Stellenwert einräumt. Das Gedenken am Lohseplatz ist dabei zentral.